

«Manne i d Hose» — Schwingen kann man nur, wenn man Griff fassen kann, Griff fassen kann man nur an den Schwingernosen.

# Lüdere-Chilbi

Emmentalisches Schwing- und Aelplerfest 1983

Von Kaspar Schnetzler (Text) und Guido Baselgia (Bilder)

Ich bin der Poesie eines schönen Tages erlegen. Weiss der Himmel, von dem Spätsommerlicht schien, die Welt heute ist wüst und die Schweiz nicht mehr heil. Ich weiss es auch. Aber mit Vergnügen erinnere ich mich an diesen Sonntag im Emmental, an die Stunden zwischen Anschwingen um 9.30 Uhr am Morgen und Schlussgang abends um halb sechs. An einen Anlass, wie es ihn im Unterland, bei uns «drüben in Zürich», in dieser friedlichen Ruhe und fröhlichen Heiterkeit nicht gibt. Chilbi ist nicht Chilbi.

Das liegt zuerst an der Landschaft. Das Emmental ist gar kein Tal, wenn man es von der Lüderenalp herab beschaut. Es ist eine rundum offene Landschaft von Hügeln, Hubeln, Gummen, unzählig wie die Löcher im Käse; von beidseitig stotzig abfallenden Gräten und Kämmen, auf denen Kühe im Gegenlicht wie auf Bauernmalerei gehen; weites Land bis an ein Gütsch oder eine Fluh am Horizont. Natürlich schaut man auch in Schachen und Graben hinab; sicher liegt im Westen Sumiswald, im Süden Langnau, im Norden Huttwil und hinter dem Napf wahrscheinlich Willisau. Bestimmt geht da unten das «Aemmitauer Meitschi» und sicher auch «dr Bueb vo Trueb».

Aber die Lüderenalp an diesem Chilbi-Sonntag ist wie abgehoben von der Landschaft, die sie trägt. Die Lüdere-Chilbi fin-



Wille gegen Gewalt — bös ist bei den Schwingern beides nicht.

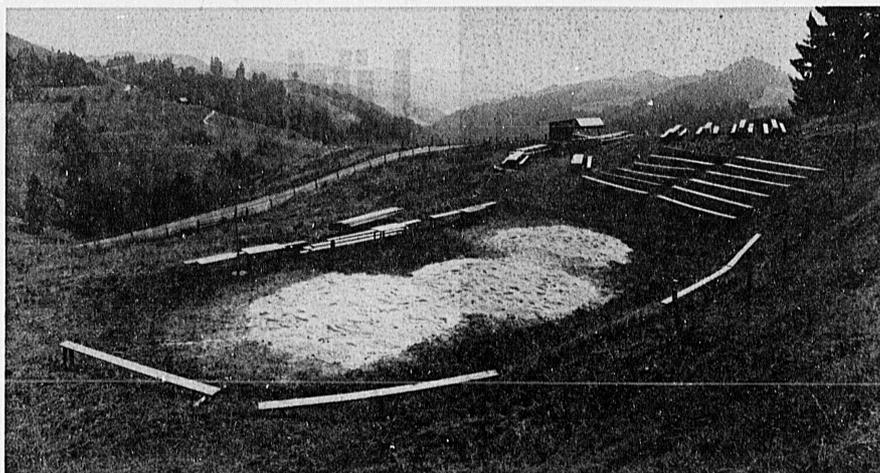
det statt ohne die Welt rundum und ohne den Betrieb, der auf ihr gemacht wird. Statt Lärm herrscht Ruhe, statt Betriebsamkeit Gelassenheit: «I ha d Wuche dür gnuce gwärched, auso bruchen i am Sunndig nid o no.» Wäre nicht die Polizei am frühen Sonntagmorgen schon einsatzbereit (wann und wo ist sie es nicht), man merkte nicht, dass ein im Emmentaler Jahr einmaliger Anlass bevorsteht. Auf den Beginn sind aber plötzlich alle da. Wenig Touristen. Die Lüdere-Chilbi ist kein Folklore-Treffen, daher keine Aufregung, keine Hektik und keine falschen Töne. Die Emmentaler sind unter sich — «liebi Lüt», wie sie der Sprecher vom Kampfrichtertisch anredet. Zu Recht.

«Lüderen» kann saufen meinen — man käme jedoch nicht auf die Idee, dass die Alp ihren Namen von den Chilbi-Besuchern hat, obwohl reichlich «Eidg. Schwingfest-Bier» (aus einer Zürcher Brauerei) fliesst. Es wird eher die Version von der «Milch-Lüderen», von der Kuh, die viel Milch gibt, gelten. Oder eine dritte. Chilbi ist nicht Chilbi.

Die Lüderenalp — Scheitel der schmalen Passstrasse zwischen Wasen i. E. und Bärau auch i. E. Eine alte Dépendance, ein modernes Gasthaus: lassen wir den Stil, betrachten wir lieber den Schwing- und Festplatz dahinter. Im Windschatten des Kamms, über den der Pass geht, hat die Natur zu Füssen eines teilen Halbrunds einen ebenen Platz gelassen, offen gegen das Tal.

Die Natur hat's gegeben, der Wirt von der Lüderenalp hat's als Alpenarena genommen und richtet da am zweiten Augustsonntag seine Festwirtschaft ein. Schwinger, Aelpler und Festbesucher die Gäste, der Wirt König («ds Bängeli») ist auch für die Schwinger obligatorisch und kostet drei Franken, Kinder bis 12 Jahre gratis).

Auf dem flachen Stück Wiese haben drei Sägemehrlinge Platz, am Rand drei Kampfrichtertische auf der Talseite, vier Bänke bergseits. Mehr nicht. Schattseite (man spürt am Nachmit-



Am Vorabend ist Werktag, da steht die Alpenarena noch zur Besichtigung frei.



Die Arena lebt, die Zuschauer sind nicht Kulisse, sondern Umgebung, ohne die das Schwingen schwer vorstellbar ist.

tag warum) zwölf Bänke — vier Pfosten im Boden, ein Brett drauf — am Wiesensbord. Die Loge: eine Ruhebank «O. V. Wasen». Weiterab auf dem Buckel acht Wirtschaftstische neben dem Getränkestand. Sonst nichts. Die Zuschauer stehen am steilen Hang, stemmen sich sitzend ins Gras. Statt Fahrenwald am Stadionrand ein Wald von dunklen Bergtannen auf dem Kamm.

Überall auf dem Festplatz «Zwirbelet»-Stände. Auf halbem Weg zwischen Hotel und Schwingplatz das Festzelt und die Freiluftwirtschaft mit Tanzboden. Die Garage als Schwingergarde-robe. Damit ist der Raum auf der Lüderenalp erschöpft. Autos stehen parkiert bis eine halbe Stunde abwärts an der Passstrasse.

Was ist Zwirbelet? Das ist das Geräusch, das die Metallfeder macht, die über die Nägel am Glücksrad läuft. Den ganzen Tag lang in regelmässigen Abständen, Runde für Runde, von verschiedenen Seiten und Ständen her über den Festplatz hin. «Hiezueche, wär zwirbele wott!» Das sind die «Nummerer», die Gewinnzahlen, die ausgerufen werden für Zöpfe, Lebkuchen, Chacheli, Schokolade, dem Glücklichen («377 — Hiel») ein Trachtenbäbi, Alpenbingo.

Alphornblasen und Fahnen schwingen — oh, das kennt man doch! Kennt man eben doch nicht ganz. Den stillen Rhythmus nicht, in dem der Fahnen schwinger vor den drei Alphornbläsern seine Fahne über die Schulter, um die Hüfte und, gebückt, zwischen den Beinen durchzieht. Sich aufrichtet, den Arm in die Hüfte stemmt und mit andächtiger Konzentration — langsamer kann man gar nicht mehr schwingen — zum Stoss der Fahne in den Chilbi-Himmel ansetzt. Stösst, flattern lässt, auffängt und schliesslich in der Waage hält im selben Moment, da die Alphörner verklingen.

Das schwarze Rund des Jodlerklubs, Fladenhüte, Sammetjacken, Tuchhosen. Der unbeirrbar Gesang der einarmigen Hosen-säckler vor sich hin. Wo die Stimmen Höhen erklimmen, als ob sie nicht aus Männerkehlen kämen. Jauchzet und schwinget.

Kennt man einzeln doch alles. Auch die Trachtengruppe, die im Holzbodenkreis rundum stampft. Aber das Ganze, das Zusammenspiel von Klängen und Bewegungen, das ungestörte Ineinander aller Vorgänge. Das ist die Harmonie der Lüdere-Chilbi.

Gesamtkunstwerk ist Mode. Schaut euch doch auf der Lüdere-Chilbi um! Da wird den ganzen Tag auf den drei Ringen geschwungen, wechseln alle paar Minuten die Paare. Das geht fast ohne Unterbruch. Die Schwingerhosen liegen kaum vor dem Kampfrichtertisch, da steigen schon die nächsten hinein. Das Publikum ist ständig auf dem Festplatz in Bewegung, von Ort zu Ort. Hin zum Schwingerplatz, da eine Zeitlang geblieben, weg zum Bier, von der Bratwurst zum Zwirbelet und einmal einfach rund ums Gelände, um sich die Beine zu vertreten und den Kindern Auslauf zu lassen. Die Arena lebt. Und ohne dass ein



Johannesburg, Südafrika, grüsst Emmental, BE.

Regisseur sie eingesetzt und ein Conférencier (man kennt die) sie angesagt hätte, stellen sich die Jodler zum Singkreis auf: «Mischöne Aemmitau», einmal auf der Sonnenseite, einmal im Waldschatten; nach der Mittagspause wieder. Ungerufen fassen Alphornbläser und Fahnen schwinger Stand, einmal hier und einmal da, wo's nicht zu stotzig ist. Zweierlei Schwingen zur selben Zeit vor demselben Publikum. Alles gleichzeitig.

Die Schwinger stört das Jodeln nicht, die Jodler lassen sich durch die Kraftschreie der Schwinger nicht aus ihrer Ruhe bringen. Das Alphorn stösst zwischen die Rufe der Kampfrichter, «guet», wenn der Gang beginnt oder beendet ist, «haut», wenn ein Paar aus dem Ring geraten ist. Spielen alle gleichzeitig, stört keiner den andern und jeder kann schauen, was er will. Und pausenlos rattern die Zwirbelräder: «Hiezueche, wär zwirbele wott!»

Konkurrenz, gereizte Wettkampfstimmung kommt nicht auf. Am kühlen Vormittag, bei frischen Kräften, gleicht das Schwingen einer raschen, kraftvollen Spielerei. Beschwingter Morgen. Das Publikum kann sich, soviel jeder von der Sache versteht (und einige verstehen einiges!), einschauen in die Kräfteverhältnisse. Es kann die Einheimischen ausmachen und, beim mehrmaligen Antreten der Schwinger, auffallende Auswärtige kennenlernen.

Der Nachmittag, wenn die Sonne schräg ins Emmental sticht, wird wärmer. Das Schwingen wird hitziger; die Schwinger kommen nicht nur ins Schnaufen, sondern auch ins Schwitzen. Das Publikum reagiert lautstark, lacht auch über Show-Einlagen einzelner Schwinger, obwohl das eigentlich nicht ganz der Stil ist. Wohlwollen herrscht vor. Applaus gibt es aber den ganzen Tag nur dreimal: bei einem «Zäni», das ein Einheimischer macht; bei der Begrüssung der Gäste aus Johannesburg (Auslandsschwitzer auf Schwingertournee in der Schweiz) und am Schluss für den Schwingerkönig Frank Beeler — aus Kalifornien/USA. Der Applaus hält sich in Grenzen, weil er im Grunde nicht nötig ist. Es braucht die laute Anerkennung nicht. Man weiss allerseits,



Bodenständig, auch auf der Höhe, über den Dingen und doch bei der Sache.

auf Schwinger- wie auf Zuschauerseite, was zu schätzen ist, also muss man sich das nicht auch noch durch Beifall kundtun. An der Lüdere-Chilbi herrscht stilles Einverständnis aller Beteiligten. Hier oben gibt es keinen Grund, sich aus der Ruhe bringen zu lassen.

Schwinger sind keine Superathleten und keine Gewaltbrocken. Wenn sie am Morgen auf die Lüderenalp kommen, erkennt man sie nur an den Sporttaschen, die sie mit sich tragen. Den einen oder andern am hinkenden Gang. In den Gesichtern möchte man gesunde Jugend sehen. Viele sind blond. Was tragen sie mit sich? Die Turnerschwinger ihren weissen Dress; die Sennen, wenn sie es sind, das blaue kragenlose Schwingerhemd, Knieschoner und Schwinger- oder Turnschuhe beide. Die Schwingerhosen, die berühmten, in die sie steigen, gehören dem Veranstalter. Der Aufwand, den die Schwinger betreiben, ist bescheiden. Wenn sie sich zwischen den Gängen Sch weiss und Sägemehl aus dem Gesicht waschen wollen, steht ein Wasserzuber unter dem Kampfrichtertisch und zur Erfrischung eine Milchkanne voll Tee. Schwinger sind, auf der Lüderenalp jedenfalls, keine Sportler, sie riechen nicht nach Massage-Oel.

Es gibt die gedrungnen schweren und die kurzen wendigen Schwinger; bauchige Routiniers, die einen Jungen, er weiss nicht

wie, mit einem «Schlung» legen, der nicht einmal im Ansatz zu erkennen ist. Es gibt die zähen bärtigen, die wie Schulhausabwarte aussehen; es gibt auch grosse, schwere Schwinger, die — es scheint minutenlang — den andern frei in die Luft hinaus halten, in aller Ruhe Tritt fassen und ihn dann, wie der Vater das Kind ins Bett, ins Sägemehl legen. Und es gibt die jungen Ehrgeizigen, die sich einen Sport aus dem Schwingen machen wollen. Es gibt alle Arten von Männern, die in die Hosen steigen, nur eine nicht: die Dünnarmigen.

«Griffet zäme!» — die Hände, die an der Schwingerhose, an Gurt und Saum, Griff suchen, sind kräftig. Die Arme, die sich die Schwinger um den Leib legen, sind beinstark. Die Schwinger drücken ihr Kinn in die Achsel des andern. Kopf an Kopf, Schulter an Schulter stehen sie, Beine weit auseinander, sperrig gegen die Griffsuche des andern. Ihr Blick (er gleicht dem des Geigers, der seinen Tönen lauscht) gilt nicht dem andern — die beiden schauen sich nur bei der Begrüssung kurz in die Augen, sehr kurz —, er geht nach innen, zur Konzentration auf die Art und Beschaffenheit des Gegners. Es ist ein geradezu liebevolles Abtasten und Zulangen, Kenner unter sich. Die Aufmerksamkeit gilt aber von allem Anfang an nicht der Person — Feindschaft

scheint nie auf —, sondern dem Körper des andern. Wo ist er zu fassen, wie in Schwung zu bringen?

Beim «Guet» des Kampfrichters beginnen sie, vom Gürtel an aufwärts ineinander verschlingen, den Gang. Die einen wie junge Elefanten im Wiegeschritt, einzweieinszwei, um Balance zu halten. Andere gehen drauflos wie junge Hunde, haben kaum das «Guet» abwarten können. Oder sie stemmen im Ausfallschritt gegeneinander.

Worum geht es? Der andere ist mit Schwung aus dem Stand und zu Fall zu bringen. Hände und Arme sind die Klammer, die halten muss. Aus den breiten Schultern kommt der Zug. In den Hüften liegt der Drehpunkt, wo der Schwung von den Beinen in die Arme umgesetzt wird. Schwinger können Beinchen haben, sie brauchen keine Pfosten, wenn sie nur beweglich sind. Ihr Gleichgewicht ist labil. Auch der Stärkere kann nicht stehenbleiben. Beim Schwingen fällt auch der Sieger, nur kann er durch sein eigenes Fallen den andern fällen.

Solange die Schwinger stehen und nach Griffen zum Schwung fassen, ist es ein kräftiges Spiel, manchmal fast ein Bauerntanz. Gelingt aber der Schwung und stürzen sie ins Sägemehl, dass es den Boden erschüttert, dann wird die ungeheure Kraft, die elementare Gewalt spürbar, hörbar, die im Schwingen zum Austrag kommt. Diese rohe Gewalt und rücksichtslose Kraftanwendung steht in einem merkwürdigen Gegensatz zur freundschaftlichen Art des Umgangs, den die Schwinger pflegen. Bekanntes Zeichen dafür der Händedruck vor und nach dem Gang und die Geste des Siegers, der dem Unterlegenen das Sägemehl vom Rücken klopft.

Klar geht es nicht ohne Kratzer und Stauchungen ab, und auch beim Schwingen gibt es das «böse Knie»; ein gestreckter Arm, der das Gewicht zweier fallender Schwinger auffängt, wird auch nicht ewig halten. Klar gibt es auch beim Schwingen kampfrichterliche Merkwürdigkeiten, die von blossem Auge zu erkennen sind. Aber an der Lüdere-Chilbi wird diese Gegensätzlichkeit aufgehoben in der friedlichen und heiteren Stimmung, die über dem Schwing- und Festplatz liegt.

Die Lüdere-Chilbi trägt Poesie in sich; man braucht sie ihr nicht aufzusetzen: im alten Sagen zum Beispiel, dass der letzte, der — wie auch immer — von der Lüdere-Chilbi ins Tal zurückkehrt, den Herbst mit sich bringt.



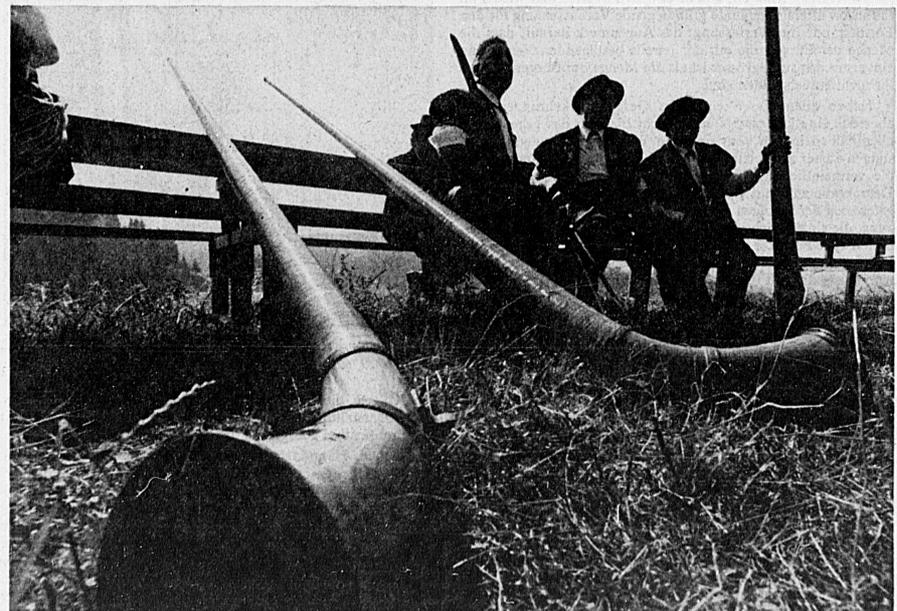
Und Anker lebt — fehlt nur noch, dass der Knabe Gotthelf liest.



Zwirbelet — Warten aufs richtige «Numero»; bei Losglück stapeln sich die Lebkuchen.



Leuchtende Schweiz — «ämu we dr Fahne über d Sonne gheht».



Alphörner — wer lächelt nicht und vermisst sie doch, wenn sie schweigen!